

Georg
Kretschmar

Die Neusammlung der Evangelisch- Lutherischen Kirche in Russland

Erinnerungen an die Zeit von 1989 bis 2005

1. Die Lage der Kirche bei meinem Dienstantritt 1989

1.1 *Evangelisch-Lutherische Gemeinden in Russland zwischen 1576 und 1988*

1.1.1 Die ersten Lutheraner in Russland

Im Hinblick auf seine Geschichte und Struktur hat das Luthertum in Russland drei Wurzeln: Seine Anfänge reichen zurück bis ins 16. Jahrhundert. Am Anfang waren überwiegend Kaufleute, Offiziere, Handwerker und Ärzte im Dienste der Zaren Lutheraner; später kamen Gelehrte aller Fakultäten dazu. Selbst die Gemeinden, die sich danach aus Gefangenen-Gruppen und Straf-
häftlingen in Sibirien sammelten, gehören zu dieser ersten Gruppe.

Die älteste lutherische Gemeinde in Russland war die 1576 von deutschen Einwanderern in Moskau gegründete St.-Michaelis-Gemeinde.¹ Sie ging in

1 Knjaseva, E./Soloveva G.: *Luteranskije Zerkvi i prichody Rossii*, St. Petersburg 2001, 106–110; Dalton, H.: *Verfassungsgeschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland*, Gotha 1887, 9ff; Cvetaev, D.: *Protestanstvo i Protestanti v Rossi do epochi do preobrasovanii*, Moskau 1890, 42; Jungblut, Th.: *Die Gründung der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland*, St. Petersburg 1855, 7; Büsching, A. F.: *Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinen im Rußischen Reich, jetzt: Beiträge zur Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche Russlands*, Bd. 7, hg. v. Edmund Ratz, Erlangen 2011, 312–329. Ivan Snegirev setzt für den Beginn lutherischen kirchlichen Lebens in Moskau in seiner Schrift „O natschale i rasprostranenii lutheranskich i reformatskich Cerkvi v Moskve“ (Über den Beginn und die Verbreitung von lutherischen und reformierten Kirchen in Moskau), Moskau 1862, bereits den Zeitraum 1560 bis 1565 an.

der Repressionswelle der 1930er Jahre unter. Von ihr sind uns heute nur Kanzel, Orgel und Altar erhalten geblieben. Die Orgel hat nun im Jahr 2005 zur 100-Jahrfeier unserer Moskauer St.-Peter-und-Paulskirche dort einen Platz gefunden.

Die St.-Michaelis-Gemeinde, wie auch weitere Gemeinden, die sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts in anderen Städten des Russischen Reiches gebildet hatten, richteten sich anfänglich nach den kirchlichen Ordnungen, die ihre Pastoren aus der Heimat mitbrachten. Diese kamen aus verschiedenen Regionen Deutschlands. Unter ihnen finden wir Hamburger, Pommern, Danziger, aber auch Thüringer und Westfalen. Mitunter waren sie schon lange als deutsche Schullehrer in Russland tätig, ehe sie, von der Gemeinde zum Predigtamt gewählt, nach Deutschland geschickt wurden, um sich ordnieren zu lassen.²

Ganz früh stand die Gleichung fest: deutsch sein heißt lutherisch sein; nach deutschem Sprachgebrauch seit dem 18. Jahrhundert müsste man umfassender sagen „evangelisch“, denn auch die ursprünglich ganz eigenständigen reformierten Gemeinden in Russland fügten sich später der werdenden lutherischen Gesamtkirche ein, ohne ihre konfessionelle Prägung zu verlieren. Lediglich die Menoniten blieben außerhalb. Gerade sie aber waren eigentlich viel stärker „deutsch“ im Sinne des Nationalbegriffes des 19. Jahrhunderts als die künftige Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland, zu der eben immer auch Finnen, Letten, Esten, Schweden und andere Sprachgruppen gezählt haben; heute müsste man diese Liste der Völker noch weiter verlängern. Aber der Kern war sicher deutsch geprägt, eben auch im nationalen Sinn. Deutsch war auch die normale Kirchensprache – im Gottesdienst wurden natürlich jeweils die in der Gemeinde praktizierten Sprachen gebraucht. Aber Deutsch war zeitweise doch auch sonst die *lingua franca* in Osteuropa.

Aus solchen Zuwanderungen aus dem Ausland entstanden allmählich Gemeinden bürgerlichen Zuschnitts in wohl allen großen Städten des Zarenreiches. An der Ostgrenze sind sie bisweilen aus Militärgemeinden erwachsen: Lutherische Offiziere brachten Feldgeistliche mit, die dann auch die Zivilbevölkerung betreuten, die sich um die Militärlager sammelte; das gilt etwa für Orenburg an der Südspitze des Ural wie für Taschkent im Gouvernement Turkestan. Diese Zuwanderung hielt das ganze 19. Jahrhundert hindurch an; die Blütezeit des Kirchenbaus wird das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert.

2 Kurilo, O.: Lutheranie v Moskve, in: Moskva – narody i religii, Moskau 1997, 52–67.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts drang Peter der Große zur Ostsee und zum Finnischen Meerbusen vor. Damit kamen nun Territorien zum Zarenreich, in denen bodenständige Lutheraner lebten. Insofern können wir hier von einer zweiten Wurzel des Luthertums in Russland sprechen. Natürlich gehörte zu diesen Lutheranern auch die deutsche Herrschicht in den neuen Ostseeprovinzen. Nach fast 500 Jahren im Lande waren sie gewiss keine Zuwanderer mehr. Die Gleichung lutherisch ist deutsch wurde durch sie natürlich bestätigt. Aber die lutherische Prägung gilt eben auch für den bis dahin schwedischen Teil Kareliens und das Ingermanland östlich von Narwa und an der Newamündung. Im 16. Jahrhundert war dieses Gebiet schwedisch geworden; seitdem hatten sich dort viele Finnen niedergelassen. Zar Peter der Große hat seine neue Hauptstadt mitten in ein vorwiegend von finnischen Lutheranern besiedeltes Gebiet verlegt. Die älteste Kirche weit und breit war eine lutherische – einst von Schweden gebaut.

Aber zunächst zurück ins Baltikum. Die dortigen Führungsschichten und die lutherische Kirche behielten alte Privilegien und erhielten neue. Hier gab es im Anschluss an die ständische Verfassung ein festes Kirchenregiment und klare gottesdienstliche Ordnungen, ganz anders als in den damals noch nicht so zahlreichen Stadtgemeinden im Inneren Russlands. Es gab den Adel und die Städte sowie die lettischen und estnischen Landgemeinden. Eine von Haus aus lutherische Lettin holte sich Zar Peter auch im Nordischen Krieg zur Frau, die spätere Kaiserin Katharina I.

Weitere Gebiete mit zahlreichen lutherischen und reformierten Gemeinden kamen bei den polnischen Teilungen in den Jahren 1772, 1793 und 1795 hinzu; sie bildeten später den kurländischen Konsistorialbezirk mit Sitz des Konsistoriums in Mitau (heute: Jelgava). Dorthin gehören hervorragende Gemeinden, wie Wilna und Grodno, die heute wieder ihre alten Kirchen zurückbekommen haben.

Die dritte Wurzel der lutherischen Kirche in Russland ist die jüngste. Sie scheint im Rückblick als die am stärksten prägende: Es sind die deutschen Einwanderer an der Wolga und später die Kolonisten am Schwarzen Meer, in Wolhynien und im Kaukasusgebiet. Katharina die Große und später Alexander I. riefen Siedler in die den Türken entrissenen Südländer,³ Grenz-

3 Bereits im zweiten Jahr ihrer Regentschaft, am 22. Juli 1763, erlässt Kaiserin Katharina II. (1729–1796) das berühmte Einwanderungsmanifest, das durch Agenten in Westeuropa verbreitet wird und vor allem Lutheraner aus Deutschland zur Übersiedlung nach Russland bewegt. Innerhalb von zwei Jahren kommen 27 000 Einwanderer aus den vom Siebenjährigen Krieg (1757–1763) ausgemergelten deutschen Landen – eine für damalige Verhältnisse überwältigende Zahl. Bereits 1764 wurde den

gebiete gegen Kirgisen und Kalmücken an der Wolga. Später bedurfte es solcher Einladungen nicht mehr. Es entstanden bäuerliche Siedlungen, streng nach Konfessionen getrennt, mit festen Privilegien und einem für Russland hohen Maß an Selbstverwaltung. Einen großen Anteil unter den Neusiedlern stellten die in Deutschland nicht anerkannten Mennoniten, etwa ein Viertel waren Katholiken, die übrigen Kolonisten bildeten evangelische Dörfer. Sie hatten untereinander Kontakt, blieben aber weitgehend gegenüber der Umwelt, auch den orthodoxen Russen isoliert. Die geistliche Versorgung konnte erst sehr allmählich aufgebaut werden. Einige Pastoren hatten die Siedlerzüge begleitet; später kamen Sendboten etwa der Basler Mission oder aus Sarepta, der Herrnhuter Siedlung an der Wolga. Viele der Siedler brachten eine pietistische, oft apokalyptisch geprägte Frömmigkeit aus der Heimat mit. Eine Erweckungsbewegung in der Mitte des 19. Jahrhunderts vertiefte diese Prägung. Die Kolonien waren deutsch, anders als die Stadtgemeinden und auch anders als das Baltikum. Alle diese Gruppen, die Geistlichkeit eingeschlossen, hatten kaum Kontakte untereinander.⁴ Die Frömmigkeit in den Städten, im Baltikum, an der Wolga war ganz unterschiedlich geprägt. Auch später hatte man verschiedene Gesangbücher. Im Baltikum und in den Kolonien gab es geradezu ein lutherisches Volkskirchentum, wenn auch unterschiedlicher Prägung.

1.1.2 Überkonfessionelle Begegnungen und Verflechtungen

Die Gemeinden in den Städten waren immer Minderheiten mit Diasporabewusstsein. Aber sie lebten natürlich in steten Kontakten mit der russischen Mehrheitsbevölkerung und damit auch der orthodoxen Kirche. Analoges gilt

Kolonisten in einem eigenen Gesetz ein besonderer Status zuerkannt (vgl. Peck, A.: Sammlung der Bestimmungen und Verordnungen für die Kolonie der Ausländer im Russischen Reiche, St. Petersburg, 1862). Infolge eines ähnlichen Erlasses von Kaiser Alexander I. (1777–1825) im Jahre 1804 besiedeln weitere deutsche Kolonisten die Gebiete um Odessa, die Krim, Cherson und Jekaterinoslaw (heute: Dnjeppropetrowsk). 1818 wandern Schwaben in den Kaukasus ein, wo sie vornehmlich Wein- und Obstbau betreiben. Diese Gemeinden unter Oberpastor Johannes Bernhardt Saltet (1792–1830) erhalten einen Sonderstatus und schließen sich erst 110 Jahre später, auf der II. Generalsynode 1928 in Moskau, der Gesamtkirche an.

⁴ Erst in den Jahren 1816 bis 1819 gab Grave in Riga ein „Magazin für protestantische Prediger, vornehmlich im Russischen Reich“ heraus. Ab 1838 folgten die von Bischof D. Carl Christian Uhlmann (1793–1871) begründeten „Mitteilungen und Nachrichten für protestantische Prediger im Russischen Reich“, die bis 1914 regelmäßig in sechs Heften pro Jahr erschienen und durch Berichte, auch aus dem Ausland, Austausch und Kontakt unter den lutherischen Pastoren förderten.

für die baltischen Adelsgeschlechter, die in den Dienst der Zaren traten und dann oft ihren Wohnsitz nach St. Petersburg verlegten. Im 19. Jahrhundert kam es hier auch zu Konversionen zur Orthodoxie – an der Wolga undenkbar. Hier, in der Hauptstadt verschmolzen auch die allgemein russischen und die baltischen Traditionen der Lutheraner miteinander. St. Petersburg wurde der wichtigste Ort für die deutsch-russischen Begegnungen, ja Verflechtungen im 18. und 19. Jahrhundert mit mancherlei Auswirkungen, auch auf die Kirchengeschichte. Hier hatten die lutherischen Kirchen von Anfang an ihren festen Platz im Stadtbild. Die Petersburger Zaren haben die lutherische Kirche in der Regel kräftig gefördert. Natürlich fand dies nicht den Beifall der orthodoxen Hierarchie. Der Hof und die Stadt nahmen eine Sonderstellung gegenüber den gewachsenen russischen Traditionen ein. Von dem Hofe her sollte Russland reformiert, ja revolutioniert werden; natürlich wehrte sich Russland dagegen.

Im 20. Jahrhundert haben dann Lenin und die Bolschewiki ähnliches von Moskau aus versucht – mit mehr Erfolg als die Zaren des 18. Jahrhunderts. Die aus solchen Konstellationen erwachsenen Bewertungen wirken bis heute nach.

Für die orthodoxe Kirchengeschichtsschreibung ist das Petrinische Zeitalter eine Epoche des Staatskirchentums, in dem die Freiheit der Kirche reglementiert, ja zutiefst verletzt war. Evangelische Darstellungen bis in die Gegenwart dagegen pflegen die Zaren dieser Zeit hoch zu rühmen; dass von den Zaren faktisch eine Herrschaft über die lutherische Kirche – wie über alle anderen Kirchen – ausgeübt wurde, daran nehmen sie wenig Anstoß. Im Rückblick wird man sagen müssen, dass diese Verflechtungen für die Geschichte der Russischen Orthodoxen Kirche folgenreicher waren als für die lutherische Kirche im Zarenreich. Kein Geringerer als Georgij Florowskij⁵ – ich habe ihn als einen der großen orthodoxen Ökumeniker erlebt – hat in seinen Pariser Vorlesungen, die 1937 unter dem Titel „Wege russischer Theologie“ erschienen, die ganze Geschichte der russischen orthodoxen Theologie seit dem 18. Jahrhundert als eine immer neue Auseinandersetzung mit den Herausforderungen durch den westlichen Protestantismus bezeichnet – und dieser Westen hatte für ihn die Gestalt lutherischer Theologie und Kirchlichkeit in Deutschland *und* in Russland.

Hierfür seien zwei Beispiele angeführt:

Simon Todorskij (1699–1754) war Ukrainer jüdischer Herkunft. Er war Christ geworden und hatte an der berühmten Akademie in Kiew studiert. De-

⁵ Er wurde 1893 in Odessa geboren und starb 1979 in New York.

ren klassische Traditionen, zu denen auch die Kenntnis des Lateinischen gehörte, wurden im 18. Jahrhundert vom Hof bewusst in die neue Hauptstadt St. Petersburg geholt, als Gegengewicht gegen die bisherige russische Schultheologie. Florowskij – selbst ukrainischer Herkunft – bemerkt sarkastisch, dass damals nur Ukrainer Bischöfe und Archimandriten werden konnten: „... sie gründeten überall lateinische Schulen nach dem Vorbild derer, in denen sie selbst studiert hatten“⁶. Simon Todorskij nun hat eine Zeitlang in Reval, dem heutigen Tallin, als Hauslehrer gearbeitet, und zwar in lutherischer Umgebung. Vor allem war er von 1729–1738 Student in Halle, noch unter August Hermann Francke. Er ist hier tief in den lutherischen Pietismus eingetaucht, hat pietistische Kirchenlieder in seine ukrainische Muttersprache und vor allem Johann Arndts „Vier Bücher vom wahren Christentum“ ins Russische übersetzt. Dieser Mann also wurde 1742 mit der Aufgabe betraut, den von Kaiserin Elisabeth I. (1709–1761) zum Thronfolger ausersehenen jungen Herzog von Holstein-Gottorp, den späteren Zaren Peter III. (1728–1762) auf seine Konversion zur Orthodoxie vorzubereiten, ab 1744 dann auch die spätere Gemahlin des Großfürsten, Sophie Friederike von Anhalt-Zerbst, die künftige Kaiserin Katharina II., die Große. Sie war eine gelehrige Schülerin und schrieb ihrem Vater, einem hohen preußischen Offizier⁷ und braven Lutheraner, sie habe von ihrem Lehrer gehört, dass es keinen großen Unterschied zwischen lutherischer und orthodoxer Religion gäbe, nur die Zeremonien wären verschieden. In ihren Memoiren notierte sie später, sie habe schon von dem Feldprediger ihres Vaters, der sie im lutherischen Glauben unterrichten sollte, erfahren, bis zur ersten Kommunion könne jeder Christ sowie so seine Religion, also seine konfessionelle Zugehörigkeit, frei wählen.⁸

6 Florowskij, G.: Wege russischer Theologie, Paris 1937, 127.

7 Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst-Dornburg (1690–1747) gehörte zu einer Nebenlinie; Regent des Fürstentums war sein Cousin Johann August von Anhalt-Zerbst. Daher trat er in preußischen Dienst. Ihm wurde von König Friedrich II. (1712–1786) das Kommando über die neben Magdeburg und Küstrin damals dritt wichtigste Festung Stettin anvertraut. Christian August vermählte sich mit Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp, einer Tante des späteren russischen Thronfolgers Peter. Aus dieser Ehe wurde 1729 in Stettin die spätere russische Kaiserin, Sophie Friederike Auguste von Anhalt-Zerbst, geboren. Friedrich II. empfahl sie 1744 Kaiserin Elisabeth (1709–1761) als Braut für deren Neffen Peter.

8 In Lübeck hatte 1723 ein lutherischer Theologe, Johann Petrus Kohlius, eine Schrift mit dem Titel „Ecclesia graeca lutheranizans“ drucken lassen. Er wurde daraufhin für zwei Jahre, 1725–1727, an die junge St. Petersburger Akademie berufen. Noch Florowskij sah dies als einen typischen Vorgang an, bedrohlich für die Orthodoxie. Aber es gab damals offenbar eine Reihe von orthodoxen Theologen, die diesem Programm zu folgen schienen.

Im selben Jahr, 1744, wurde Todorskij zum Erzbischof von Pskow (Pleskau) und Narwa berufen, also gerade in dem konfessionell gemischten Gebiet am Finnischen Meerbusen. Den Staatsstreich Katharinas, der sie zur Zarin machte und letztlich Peter III. das Leben kostete, hat er unterstützt. Für den Druck der kirchenslawischen Bibel hat er viel getan. Auf die Situation der russischen orthodoxen Theologie im Raum St. Petersburg und ihre Möglichkeiten wirft dieses gewiss untypische Leben doch ein bezeichnendes Licht. Für Simon Todorskij standen hinter seiner Zuwendung zum Westen geistliche Einsichten, die wir heute verstehen mögen, die damals aber in Russland kaum zu vermitteln waren, wenngleich seine Übersetzung des Werkes Arndts deutliche Spuren hinterlassen hat. Man wird verstehen können, dass sich gegen diesen Trend massive Opposition in der alten orthodoxen Hierarchie herausbildete – die lutherischen Kolonisten an der Wolga hätten kaum anders reagiert, hätten sie erfahren, was sich in der Hauptstadt und deren Umgebung zutrug. Jedenfalls sind die skizzierten Vorgänge und Tendenzen für die Geschichte unserer Kirche in den Weiten Russlands ohne Bedeutung geblieben – wenn man von den vielen Katharinen-Kirchen in unseren Stadtgemeinden von Sibirien bis in die Ukraine absieht, die natürlich nicht unmittelbar nach der Kaiserin heißen, sondern nach der Heiligen ihres Namenstages.

Das zweite Beispiel ist die Begegnung Zar Alexanders I. mit der südwestdeutschen Erweckungsbewegung. Alexander hatte nach der Ermordung seines Vaters 23-jährig den Thron besteigen müssen. Von einem Schweizer Freigeist erzogen, neigte er dennoch früh zur Mystik. Beim Brand von Moskau 1812 erlebte er so etwas wie eine Bekehrung. Auf dem Rückweg vom siegreichen Einzug der Verbündeten in Paris traf er im Sommer 1814 in Baden mit Repräsentanten der Erweckung zusammen, die längst überkonfessionell geworden war. Ich nenne nur den damals schon 74-jährigen Johann Heinrich Jung, der sich Jung-Stilling nannte. Er galt als Prophet gegen eine Aufklärung, die nicht mehr wirklich mit Gott rechnete. Den Kampf gegen Napoleon begriff er – wie die Russische Orthodoxe Kirche – in apokalyptischen Kategorien. Jung-Stilling hatte längst auf den Osten verwiesen: Dort sei der „Bergungsort“ in den Katastrophen der Endzeit bis zur Parusie Christi. Manche Kolonisten im Süden des Zarenreiches hatten sich unter seinem Einfluss auf den Weg gemacht. Und nun traf er mit dem Kaiser aus dem Osten zusammen, der mit ihm wenigstens partiell die apokalyptische Weltsicht teilte und seinerseits tief von der Bibelfrömmigkeit der Erweckten berührt war. Auf die große Politik gesehen, gehören diese Begegnungen zur Vorgeschichte der Heiligen Allianz von 1815.

Für uns wichtiger ist, dass durch den Zaren nun auch St. Petersburg zu einem Zentrum der überkonfessionellen Erweckung zu werden schien. Be-

reits 1812 war die Russische Bibelgesellschaft gegründet worden, ohne offizielle Beteiligung der Orthodoxen Kirche. Ihre Leitung hatte der mächtige Minister für Geistliche Angelegenheiten und für Volksbildung, Fürst Golicyn, selbst übernommen. Nun fanden sich neben manchen anderen auch zwei Männer in der russischen Reichshauptstadt ein, die als katholische Priester von der Erweckung erfasst und Schritt für Schritt ihrer Kirche entfremdet worden waren:

Johannes Evangelista Goßner (1773–1858) kam aus der katholischen Erweckung im nun bayerischen Schwaben.⁹ Seit 1796 Priester, wurde er ein bekannter Prediger und Erbauungsschriftsteller. Immer wieder geriet er in Konflikte mit seiner Kirche. Er war 46 Jahre alt, als ihm 1820 in St. Petersburg die Stelle eines Priesters an der Malteserkapelle angeboten wurde. Diese Kapelle hatte Zar Paul I. (1754–1801) gebaut, nachdem er zum Großmeister des katholischen Malteserordens gewählt worden war, und er hatte sie zusammen mit dem katholischen Erzbischof von Mogilew eingeweiht. Schon dadurch war Goßner ein überkonfessionelles Wirken vorgezeichnet, zumal zu dieser Kirche eben keine Parochie gehörte. Er musste eine Personalgemeinde aufbauen, die ihn hoch verehrte. Er war aktiv für die Bibelgesellschaft tätig und den Vertretern aller etablierten Kirchen ein Dorn im Fleisch. Der Widerstand der Orthodoxen führte 1824 zum Sturz des Fürsten Golicyn und der Ausweisung Goßners, beides vom Zaren nur widerstrebend zugestanden. Zur evangelischen Kirche konvertierte Goßner erst später in Preußen. Den Evangelischen in St. Petersburg blieb er weiter verbunden; er hat ihnen ein Lied hinterlassen, das noch heute in der Petrigemeinde zum Abschluss des Gottesdienstes gesungen wird, eine Paraphrase des Aaronitischen Segens: „Segne und behüte“ In seiner Kirche ist auch dem Teerstegen-Lied „Für dich sei ganz mein Herz und Leben“ die Melodie Dimitrij Bortnjanskis unterlegt und die 4. Strophe an den Anfang gestellt: „Ich bete an die Macht der Liebe.“

Aber die Zeit der überkonfessionellen Bibelfrömmigkeit in St. Petersburg war vorüber. Und wieder wird man sagen müssen, dass dies eine kurze Epoche des kirchlichen Lebens der Hauptstadt blieb, ohne Folgewirkungen im Lande, abgesehen vielleicht von diesen Liedern.

Etwas anders verlief der Weg von Ignatius Aurelius Feßler (1756–1838). Er kam aus Cruzendorf im österreich-ungarischen Grenzgebiet.¹⁰ Eine viel-

9 Vgl. Dalton, H.: Johannes Goßner – ein Lebensbild aus dem 19. Jahrhundert, Berlin 1898.

10 Vgl. Feßler, A. I.: Rückblick auf eine siebenjährige Pilgerschaft, Breslau 1824; Barton, P. F.: Ignatius Aurelius Feßler – Zwischen Barockkatholizismus und Erweckung, Leiden 1967.

bändige Geschichte Ungarns sollte sein wissenschaftliches historisches Hauptwerk werden. Er war jung Kapuziner geworden und hatte die Priesterweihe empfangen. In den wechselvollen Jahren des Josephinismus war er aber nie zur Ruhe gekommen. Innerlich ging er den Weg von der Aufklärung und dem Freimaurerorden zu einem gläubigen Christentum. Geographisch zog er von Kloster zu Kloster, ging nach Galizien, nach Schlesien, dann nach Berlin. Ab 1809 ist er eine Zeitlang Professor für Philosophie und orientalische Sprachen an der orthodoxen Geistlichen Akademie St. Petersburg gewesen. Längst ist er evangelisch und verheiratet. Er durchzieht nun Russland und erlebt schließlich in Sarepta, der schon genannten Herrnhuter Siedlung an der Wolga, seine Bekehrung im Sinne der Erweckung. Innerlich ist er jetzt am Ziel. Gerade diesem Mann hat dann Zar Alexander I. eine wichtige Rolle bei der Neuordnung der lutherischen Kirche zugeordnet. Er wird 1819 zum Bischof von Saratow bestellt und erhält die Weisung, sich in dem erst seit kurzem zum Zarenreich gehörenden Finnland die Bischofsweihe in Apostolischer Sukzession zu holen, genauer beim Bischof von Borga – der finnische Name der Stadt und der Diözese ist Porvoo. Die wolgadeutschen Gemeinden konnten mit einem Bischof wenig anfangen; dass die St. Marien-Kirche in Saratow nun Kathedrale ist, mit einem Dompropst, macht sie eher misstrauisch. So amtiert Feßler eben als Superintendent und ordnet die lutherische Kirche an der Wolga. Er baut weisungsgemäß ein Konsistorium auf. Es gibt jetzt Pfarrsynoden. Der Gottesdienst wird nach schwedischem Vorbild geregelt. 1823 erscheint in Riga Feßlers Vorschlag für eine neue Agende, das Wolgadeutsche Gesangbuch entsteht, die reformierten Gemeinden werden in die lutherische Kirche eingegliedert, er kümmert sich um das Schulwesen. Nicht alle Pläne Feßlers werden in St. Petersburg gebilligt. Aber er ist der erste Bischof unserer Kirche gewesen.

Die Verfassung von 1832 sah dann allerdings einen anderen Kirchenaufbau vor; das Konsistorium in Saratow ging mit ihrem Inkrafttreten im Moskauer Konsistorialbezirk auf. Der nun 76-jährige Feßler kehrte in die Reichshauptstadt zurück, wo er sechs Jahre später verstorben ist. Anlässlich der 300-Jahrfeier St. Petersburgs 2003 haben wir sein Grabmal auf dem Luthertischen Wolkowo-Friedhof restauriert.

Was Simon Todorskiij kühn und ungedeckt behauptet hatte, dass es letztlich keinen Unterschied zwischen der orthodoxen und der lutherischen Kirche gebe, war durch die Heilige Allianz 1815 geradezu proklamiert worden. Die drei Monarchen, die Sieger über Napoleon, der orthodoxe Zar Alexander I., der römisch-katholische Kaiser Franz I. von Österreich-Ungarn und der evangelische Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. erklären sich hier als Vorsteher eines einzigen christlichen Volkes und nennen als Fundament ihrer

Gemeinsamkeit die Brüderlichkeit nach den Worten der Heiligen Schrift. Sicher erscheint das im Rückblick als Schwärmerei, und die Nachwirkungen sind höchst ambivalent. Aber der Sieg der Gegner der Erweckung brachte nicht das Ende der Begegnungen und Verflechtungen. Diese gehören zur Geschichte der Beziehungen zwischen Russen und Deutschen, nun besonders zwischen dem Zarenreich und dem Preußen des 19. Jahrhunderts. Aber die vorübergehende Welle überkonfessioneller Erweckungsfrömmigkeit in St. Petersburg hat doch bleibende Spuren in der Geschichte der lutherischen Kirche in Russland hinterlassen.

1.1.3 Der Weg zu einer gemeinsamen Kirche

Mit dem Namen Feßlers hat sich der Blick bereits auf die Zusammenfassung der verschiedenen Gestalten des Luthertums in Russland zu einer gemeinsamen Kirche gerichtet. Vor der Revolution von 1917 war die Initiative nicht von den Gemeinden selbst ausgegangen, sondern stets von den Zaren oder der Reichsregierung. Solche Eingriffe riefen allerdings auch immer das Misstrauen, ja: den Widerstand vor allem der Kirchen in den Ostseeprovinzen hervor, die – natürlich mit Recht – um ihre Privilegien und ihre Selbstständigkeit fürchteten.¹¹ Schon Peter der Große¹² war mit dem Versuch gescheitert, der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland eine bischöfliche Spitze zu geben. Eben ein erster Versuch, die lutherischen Gemeinden zusammenzuführen, war die Ernennung des Hamburger Pastors Berthold Vegetius, der bereits 27 Jahre lang als Pastor in Russland, zuletzt an der Moskauer St.-Michaelis-Kirche, gedient hatte, zum Superintendenten aller lutherischen Kirchen in Russland am 18. Februar 1711. Der Zar gab ihm Vollmacht und äußere Autorität. Weiter griff er nicht ein. Alles weitere sollte der Superintendent für seine Kirche selbst schaffen. 1713 erarbeitete Vegetius ein Kirchen- und Schulregiment. Da einerseits das Ergebnis seines Schulregiments mit seinen Lehr- und Lernmethoden aus dem 17. Jahrhundert als überholt galt und Vegetius andererseits bereits 1717 nur noch bedingt dienstfähig war und 1718 von seinen Moskauer Amtskollegen formell zum Rücktritt gedrängt wurde,

11 Vgl. Schirren, C.: Die Capitulationen der livländischen Ritter- und Landschaft, Dorpat 1865; Tobien, A. v.: Die livländische Ritterschaft in ihrem Verhältnis zum Zarenismus und russischen Nationalismus, Riga 1925; Schrenck, E. v.: Baltische Kirchengeschichte der Neuzeit, Riga 1933; Wittram, R. (Hg.): Baltische Kirchengeschichte, Göttingen 1956.

12 Regent 1682, 1689–1725.

fand die Kirchenordnung kaum Umsetzung. Nach dem Tode von Vegetius 1724 wurde das Amt nicht mehr besetzt.

Erst 1764 wurde das Justizkollegium für die livländischen, estnischen und finnländischen (ingermanländischen) Angelegenheiten, das zunächst nur für die im Nordischen Krieg erworbenen Ostseeprovinzen höchste kirchliche Instanz war, auch zur Aufsichtsbehörde für die evangelisch-lutherischen Gemeinden im Inneren des Reiches gemacht.¹³ Seine einzige Aufgabe war aber lediglich die Bestätigung der von den Gemeinden gewählten Prediger. Im Übrigen blieben die Gemeinden ganz selbständig. Nachdem Peter I. 1710 bzw. endgültig im Frieden von Nystad 1721 die bisher schwedischen baltischen Provinzen dem Russischen Reich einverleibt hatte, übernahm er zugleich eine lutherische Landeskirche, in der bislang der schwedische König das landesherrliche Kirchenregiment ausgeübt hatte. So war die merkwürdige Situation eingetreten, dass ein orthodoxer Kaiser *summus episcopus* auch für die Protestanten seines Reiches wurde. Ebenfalls bemerkenswert ist, dass die lutherische Landeskirche in den baltischen Gouvernements den Status einer Landeskirche, im übrigen Russland aber nur den Status einer geduldeten Konfession einnahm.

Erst unter der Regierung Alexanders I.¹⁴ wurden die Bemühungen, die Verwaltung der evangelisch-lutherischen Gemeinden zusammenzufassen und ihnen eine feste, einheitliche Verfassung und Ordnung zu geben, wieder aufgegriffen. Hierzu arbeitete zunächst eine Kommission des Justizkollegiums, deren Ergebnis 1808 von dessen Vizeprokuror¹⁵ Georg Friedrich von Sahlfeld im Druck veröffentlicht wurde.¹⁶ Sie sah eine einheitliche „Protestantische Kirche im Russischen Reich“ vor. Der Entwurf wurde aus Petersburg und aus dem Baltikum insbesondere wegen des Außerachtlassens der Privilegien des Baltikums kritisiert.¹⁷ Der anschließende Krieg mit Frankreich und Entwicklungen ab 1819 (s. u.) führten dazu, dass die Pläne einer einheitlichen protestantischen Kirche fallen gelassen wurden.

1819 verfügte der Kaiser die Bildung eines Reichs-Generalkonsistoriums und die Einsetzung eines Bischofs für die evangelisch-lutherischen Gemein-

13 Kahle, W.: Wege und Gestalt evangelisch-lutherischen Kirchtums. Vom Moskauer Reich bis zur Gegenwart, Erlangen 2002, 120.

14 Regierungszeit 1801–1825.

15 Hoher staatlicher Beamter für Fragen der Kirchen.

16 Sahlfeld, G. F.: Entwurf einer Kirchenordnung für die Protestanten im Russischen Reiche, Mitau 1808.

17 Rheinbott, Th.: Ueber das Projekt einer neuen Administration des Kirchenvermögens, Dorpat 1808; Segelbach, Chr. F. v.: Bemerkungen über das Werk: Kirchenordnung für die Protestanten im Russischen Reiche, Dorpat 1808.

den in Russland. Ein geeigneter Kandidat für das Amt des Oberhirten der Lutheraner in Russland wurde zunächst in Deutschland gesucht. Nachdem sich die ins Auge gefassten Theologen Claus Harms in Kiel, Professor Johann Gottfried Scheibel in Breslau und Professor Johann Arnold Kanne aus Breslau nicht zur Übernahme dieser Aufgabe entschließen konnten, wurde der finnische Bischof Zacharias Cygnaeus (1763–1830) aus dem bereits erwähnten Borga (Porvoo) bestimmt. Kurz darauf wurden auf kaiserliche Anordnung die Konsistorien in Saratow und Odessa mit den Superintendenten Aurelius Ignatius Feßler und Carl August Boettiger gebildet. Beide hatten zu Anfang des Jahrhunderts eine längere Tätigkeit in St. Petersburg ausgeübt und waren bei Hofe bekannt, insbesondere Boettiger erfreute sich der Protektion des Kanzlers Graf von Nesselrode.¹⁸ Dem Kaiser stand offenbar zunächst die Gründung einer episkopalen Kirche nach schwedischem Vorbild vor Augen; deutlichster Hinweis darauf ist die bereits erwähnte Bischofsweihe Feßlers. 1817 wurde auf allerhöchsten Befehl die Dreihundertjahrfeier der Reformation in allen lutherischen Gemeinden begangen. In der St. Petersburger St.-Petri-Kirche feierten Lutheraner, Reformierte und Anglikaner gemeinsam das Heilige Abendmahl, wonach auch in Russland der Unionsgedanke wieder aufgenommen wurde. In diesem Zusammenhang legte Alexander I. den Gemeinden auch die Union in einem Erlass nahe. Sie wurde aber lediglich in Archangelsk – und zwar aus praktischen Gründen – vollzogen. Im Übrigen wurden die Angelegenheiten der reformierten Gemeinden im Russischen Reich in so genannten „reformierten Sitzungen“ bei den lutherischen Konsistorien verhandelt.

Nach dem Tode Alexanders I. gerieten die Arbeiten an einer Gesamtverfassung wieder ins Stocken. Daher wandte sich Bischof Cygnaeus mit einem Gesuch an Kaiser Nikolaus I. (1796–1855)¹⁹, er möge der evangelischen Kirche eine angemessene Organisation verleihen. Als Begründung führte er unter anderem an, die Kirche habe sich gegenüber „unberufenen Laien und Missionaren“ durchzusetzen. Daraufhin ist ein „Komitee zur Ausarbeitung eines Gesetzes für die evangelisch-lutherische Kirche in Russland“ unter dem Vorsitz des Senators Geheimrat Graf Paul von Tiesenhausen begründet worden. Auf dessen Vorschlag wurde der General-Superintendent von Pommern, D. Karl Ritschl, als profunder Kenner der preußischen Kirchenordnungen

18 Bienemann, F.: Die Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Odessa, Odessa 1890, 87 ff.

19 Regierungszeit 1825–1855.

hinzugezogen.²⁰ Der Arbeit des Komitees wurde außer der schwedischen Kirchenordnung von 1686 sowie der preußischen Kirchenordnung der Entwurf von Bischof Dr. Cygnaeus zu Grunde gelegt.²¹ Das Komitee betrachtete sich als ganz selbständig und berichtete nur dem Innenminister. Nach 112 Sitzungen lag der Gesetzentwurf vor, der im Reichsrat noch einige Änderungen erfuhr. Am 28. Dezember 1832 unterschrieb Nikolaus I. das Gesetz und fügte handschriftlich hinzu: „byt semu – Dem sey also!“²² Das neue Kirchengesetz und die gleichzeitig als Bestandteil des Gesetzes eingeführte neue Agende waren für das ganze Reich, ausgenommen das Herzogtum Finnland und das Königreich Polen, verpflichtend. Die Ostseeprovinzen sahen hierin eine Verletzung ihrer Privilegien und erhoben Protest, der beim Kaiser aber kein Gehör fand. Hier hatte sich ein russischer Monarch zum ersten Mal über die Kapitulationszusagen von 1710 hinweggesetzt. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in den baltischen Provinzen verlor damit ihren Charakter als Landeskirche und wurde den evangelisch-lutherischen Gemeinden im übrigen Reichsgebiet gleichgestellt.²³

Der Kaiser hatte sich das Recht der obersten Bischofswürde, den Summe-episcopat, in der lutherischen Kirche seines Reiches bewahrt. Er nahm es beispielsweise durch die Ernennung der obersten Kirchenbeamten und einer Reihe von Geistlichen wahr. Der Kirche als Ganzer war das kaiserliche Innenministerium übergeordnet. Auf den Kaiser hatten die Pastoren bei Amtsantritt ihren Diensteid abzulegen. Das gesamte Kirchengebiet war in acht Konsistorialbezirke aufgeteilt: St. Petersburg und Moskau als die beiden flächenmäßig größten, die Kirchenbezirke von Livland, von Estland, Kurland, Oesel, und schließlich die beiden Stadtbezirke von Riga und Reval. An der Spitze standen Konsistorien mit weltlichen Präsidenten und einem geistlichen Vizepräsidenten, der die Bezeichnung Generalsuperintendent bzw. in kleineren Konsistorialbezirken Superintendent führte. Ebenso wurde das Generalkonsistorium von einem Präsidenten und einem Vizepräsidenten geleitet. Verdiente Geistliche konnten mit dem persönlichen Titel eines Bischofs geehrt werden. Dies geschah mehrfach. Die mittlere Ebene bildeten

20 Vgl. Ritschl, O.: Die Sendung des Bischofs D. Ritschl nach St. Petersburg im Jahre 1829, Bonn 1890; Dalton, H.: Miscellaneen zur Geschichte der evangelischen Kirche in Russland, Berlin 1893.

21 Dalton, Verfassungsgeschichte, a. a. O. (wie Anm. 1), 257ff.

22 Vgl. Tschoerner, H. (Hg.): Kirchenordnungen und Statute der Evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland – von 1832 bis 1924, Beiträge zur Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands, Bd. 4/1, hg. v. G. Kretschmar, Erlangen 2005, 32–181.

23 Dalton, Verfassungsgeschichte, a. a. O., 257ff.

die Propstbezirke mit Pröpsten als leitenden Geistlichen. Auf allen Ebenen waren Synoden vorgesehen, auf der obersten Ebene die Generalsynode. Deren Befugnisse waren sehr eingeschränkt, Wahlen hatte sie nicht zu vollziehen. Die Generalsynode war nach Ermessen des Innenministeriums einzuberufen. Dies geschah bis 1917 kein einziges Mal.²⁴ Die Mitglieder und Kanzleibeamten des General-Konsistoriums und der Konsistorien, wie auch die zahlreichen lutherischen Militärgeistlichen, wurden als Staatsbeamte besoldet. Vor allem in den Kolonien und in der Diaspora im Inneren des Reiches blieben die Gemeinden arm. Kirchen konnten nur mit erheblichen Zuschüssen des Monarchen errichtet werden. 1859 hat Generalsuperintendent Bischof D. Carl Christian Uhlmann (1793–1871) die Gründung der „Unterstützungskasse evangelisch-lutherischer Gemeinden in Russland“ initiiert; durch den Finanzausgleich trat danach eine spürbare Erleichterung ein.²⁵ Infolgedessen konnten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und vereinzelt noch nach der Jahrhundertwende allein in den sibirischen Gouvernementsstädten fünf Kirchen, in Turkmenistan drei Kirchen und in den Hauptstädten fast aller zentral- und südrussischen Gouvernements neue Kirchen errichtet oder baufällig gewordene erneuert werden.²⁶

Am 28. Dezember 1832 war also eine Staatskirche entstanden, die 85 Jahre bestehen sollte, und die vor ihrem Ende 1917 3,7 Millionen Gemeindeglieder in 539 Gemeinden und Kirchspielen umfasste. Die Gemeinden gliederten sich in der Regel ethnisch, es gab 1,2 Millionen Letten, 1,1 Millionen Esten, 1,1 Millionen Deutsche, 148 000 Finnen, 28 000 Schweden, 12 000 Litauer und 5000 andere wie Polen, Armenier, Russen und Livländer. Ihnen allen standen 832 Kirchen und 996 so genannte Bet- und Schulhäuser zur Verfügung.²⁷

24 Amburger, E.: Geschichte des Protestantismus in Rußland, Stuttgart 1961, 57ff.

25 Vgl. Gernet, A. v.: Die Geschichte der Unterstützungskasse der evangelisch-lutherischen Gemeinden in Russland, St. Petersburg 1909.

26 Hierzu gehören die Kirchen in: Wladiwostok, Irkutsk, Tomsk, Jenisseisk (Krasnojarsk), Barnaul, Taschkent, Fergana, Aschchabad, Jaroslawl, Rybinsk, Kostroma, Wladimir, Simbirsk (Uljanowsk), Saratow, Zarizyn (Wolgograd), Pskow, Velikij Luki, Twer, Ostrow, Krasnodar, Noworossijsk, Wladikawkas, Katherinenstadt, Charkow.

27 Gernet, A. v.: Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland zur Zeit der Feier des 400jährigen Reformationsfestes, in: Meyer, Th. (Hg.): Luthers Erbe in Russland, Moskau 1918, 152–156.

1.1.4 Von 1917 bis zur Zerschlagung der Kirche²⁸

Die völlig veränderten staatlichen Verhältnisse nach der Revolution von 1917 ließen das Kirchengesetz von 1832 hinfällig werden. Mit Lenins Dekreten über den Boden vom 26. Oktober 1917 und über die Trennung der Kirche vom Staat und der Schule von der Kirche vom 20. Januar 1918 ergab sich für alle Konfessionen eine neue Situation. Das Baltikum und Polen wurden politisch eigenständig, Bessarabien mit einem erheblichen Anteil von deutschen Kolonien ging an Rumänien verloren. Diese Entwicklung betraf insbesondere die theologische Ausbildung, weil den Studenten aus Sowjetrußland die traditionelle Ausbildung an der einzigen Fakultät der Evangelischen Theologie im Russischen Reich, in Dorpat (heute: Tartu) nunmehr versperrt war. Deshalb kam es darauf an, den neuen Gegebenheiten Rechnung zu tragen und das kirchliche Eigenleben neu zu verfassen.

Bereits 1920 wurden unter Federführung des Generalsuperintendenten Bischof Conrad Freifeld die „Temporären Bestimmungen über die Selbstverwaltung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland“²⁹ im Entwurf von den Konsistorien in Moskau und St. Petersburg besprochen und den Gemeinden zur Annahme zugeschickt. Sie sollten die Gemeinden bei der Kirche halten und die Zeit bis zur Einberufung einer Generalsynode überbrücken.

Gemäß dieser „Temporären Bestimmungen“ wurden die Konsistorien in Moskau und St. Petersburg in Oberkirchenräte umgewandelt, hinzu kamen ein lettischer Oberkirchenrat und 1921 ein finnischer sowie ein estnischer. Die Oberkirchenräte kamen einmal jährlich unter dem Vorsitz des Bischofs zu einer Plenarversammlung zusammen, die Bischofsrat genannt wurde. Wie schwer es in dieser Zeit war, die Gemeinden zusammenzuhalten bzw. überhaupt in Kontakt zu bleiben, zeigt der Bericht des Moskauer Superintendenten Theophil Meyer aus dem Jahre 1922. Er schrieb, dass im Moskauer Bezirk nur noch zu 39 von früher 83 Gemeinden und Kirchspielen Kontakt bestünde.³⁰ Bürgerkrieg, Flucht und Hungersnot unterbrachen den regelmäßigen Kontakt zwischen der Kirchenleitung und den Gemeinden. Auch die Propsteisynoden unterblieben dann, so dass die Gemeinden weitgehend iso-

28 Vgl. auch Diedrich, H.-Chr.: „Wohin sollen wir gehen ...“ Der Weg der Christen durch die sowjetische Religionsverfolgung. Russische Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts in ökumenischer Perspektive, Erlangen 2007.

29 Vgl. Tschoerner, Kirchenordnungen, a. a. O. (wie Anm. 22), 225–233.

30 Kahle, W.: Geschichte der Evangelisch-lutherischen Gemeinden in der Sowjetunion 1917–1938, Leiden 1974, 34ff.

liert waren. In dieser Zeit führten vor allem die Küsterlehrer, die es in fast allen Gemeinden gab, wacker den Dienst fort. Oftmals war dies mit einer Entlassung aus dem nun staatlichen Lehramt verbunden, so dass die Küsterlehrer und ihre Familien meist in große Not gerieten.³¹ In Südrussland kam es aber auch zu einer Abspaltung und Gründung einer selbständigen Kirche unter Pastor Eduard Luft in der Kolonie Prischib, wie auch an der Wolga durch den Küsterlehrer J. Fritzler. Diese aus einigen Gemeinden gebildeten Freikirchen wurden von amerikanischen Besuchern, die im Rahmen der Hungerhilfe kamen, wie auch aus Behördenkreisen gestützt. Den Gemeinden wurde erzählt, die Kirchenleitung in Moskau hätte sich dem Papst in Rom unterstellt und deshalb müsse man sich von ihr trennen.

Nachdem am 9. April 1924 das Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten (NKWD) die Erlaubnis zur Einberufung einer Synode gegeben hatte,³² nahmen auf der I. Generalsynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland vom 21. bis 26. Juni 1924 in Moskau 56 Delegierte die neue Kirchenverfassung an.³³

Die Struktur der Kirche war nun von der Gemeinde her gestaltet; und die Verfassung führte ebenso konsequent die synodale Leitung für die Kirche ein. Einen wesentlichen Fortschritt im Zusammenleben der verschiedenen Nationen bedeutete die Bestimmung, dass alle finnischen, lettischen und estnischen Gemeinden einen eigenen Synodalbezirk mit einem Oberkirchenrat bildeten, deren leitende Geistliche den Titel Bischof führen konnten.³⁴ Oberstes Organ der Gesamtkirche war die Generalsynode, auf der die Gemeinden allerdings nur mittelbar repräsentiert waren, denn sie setzte sich aus den Mitgliedern der Oberkirchenräte bzw. Synodalräte und allen Pröpsten zusammen. Auf der Generalsynode wurden die beiden Leiter der früheren Konsistorialbezirke St. Petersburg und Moskau zu Bischöfen gewählt. Dem Leningrader Bischof Arthur Malmgren wurde die Bildung und Leitung eines Predigerseminars sowie die Außenvertretung der Kirche übertragen. Er hat bereits 1925 das Predigerseminar in der Leningrader St.-Annen-Kirche eröffnet und

31 Vgl. Schacht, E.: *Mit Gott unterwegs in Russland*, 1993.

32 Litzenberger, O.: *Evangelicesko-Luthernaskaja Zerkov i Sovetskoe Gosudarstvo*, Moskva 1999, 153 ff.

33 Vgl. Tschoerner, *Kirchenordnungen*, a. a. O. (wie Anm. 22), 241–255.

34 Dem lettischen Oberkirchenrat stand Bischof Grünberg in Leningrad vor, dem dann Propst Irbe folgte. Dem estnischen Oberkirchenrat stand Bischof Oskar Palsa in Gatschina vor und dem finnischen zunächst Bischof F. Relander, dem Propst Laurikalla folgte. Diese Maßnahme konnte die multi-ethnische lutherische Kirche in Russland zusammenhalten, wengleich die Abgrenzungsbestrebungen von der weiterhin deutsch dominierten Kirchenleitung bestehen blieben.

durch Kontakte zu Prof. Dr. Franz Rendtorff die überlebensnotwendige Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig organisiert.³⁵ Bischof Theophil Meyer wurde die innere Leitung der Kirche und die Vertretung gegenüber dem sowjetischen Staat aufgegeben.³⁶ Gleichfalls hielt Meyer den Kontakt zum 1923 in Eisenach gegründeten Lutherischen Weltkonvent. Insbesondere mit dem Vorsitzenden des engeren Ausschusses, Prof. Dr. J. A. Morehead in New York, entwickelte sich bis zu Meyers Tod 1934 ein reger Briefkontakt, dem vor allem die finanzielle Unterstützung der lutherischen Pastoren von dieser Seite zu verdanken ist. Bischof Meyer hatte auf der Gründungsversammlung in Eisenach die Lutheraner in Russland vertreten und mit seinem Vortrag „Luthers Erbe in Russland“ auf die Zustände in Sowjetrußland aufmerksam gemacht.³⁷

Die Verfassung wurde zwar vom NKWD in Empfang genommen, eine Registrierung nach den damaligen Rechtsvorschriften für religiöse Vereinigungen unterblieb allerdings.³⁸ Die Instruktionen für die Sowjetbehörden waren so, dass bei einer übergemeindlichen kirchlichen Organisation lediglich eine Namensliste der gewählten Leiter eingefordert wurde.³⁹ Zwar wurden die einzelnen Gemeinden nach einer von den Sowjetbehörden vorgeschriebenen Einheitsverfassung nach Einreichung von 20 Unterschriften von Gemeindegliedern, der sogenannten „Dwadzatká“, registriert, jedoch kam ihnen nicht das Recht einer juristischen Person zu. Der Sowjetstaat wollte sich offenbar nicht festlegen und im Hinblick auf die Option einer später systematisch durchgeführten Zerschlagung aller kirchlichen Strukturen keine juristischen Hindernisse aufbauen. Die Verfassung der Sowjetunion garantierte zu allen Zeiten völlige Glaubensfreiheit, die Verfassungswirklichkeit sah aber ganz anders aus. Vermögen und Immobilien waren ohnehin durch die Dekrete von 1917 enteignet, so dass die Gemeinden lediglich nach Gutdünken der örtlichen Arbeiter- und Bauernräte ihre Kirchengebäude „nutzen“ durften. Dort aber, wo der Staat dieser Gebäude als Getreidespeicher, Clubs, Kinos oder Werkhallen „bedurfte“, wurde das Nutzungsrecht mit der Berufung auf die höher stehende „gesellschaftliche Notwendigkeit“ einfach entzogen.

35 Tschoerner, H.: Das evangelisch-lutherische Predigerseminar in Leningrad 1925–1934, Erlangen 2001, 23 ff.

36 Meyer, Th.: Nach Sibirien im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche, Dresden und Leipzig 1927, 37 ff.

37 Meyer, Th.: „Luthers Erbe in Russland“, in: Denkschrift, Lutherischer Weltkonvent zu Eisenach, Leipzig 1923, 115–127.

38 Giduljanov, P.: Otdelenie cerkvi ot gosudarstvo v SSSR, Moskau 1926, 38 ff.

39 Litzberger, Zerkov, a. a. O. (wie Anm. 32), 153 ff.

Diese, im Juni 1924 verabschiedete Kirchenverfassung, wurde knapp 70 Jahre später einer der wichtigsten Anknüpfungspunkte beim Wiederaufbau unserer Kirche. Erst das Justizministerium der Russischen Föderation ließ bei der so genannten Umregistrierung der Kirche 1996 die Formulierung zu, dass es sich um eine novellierte Fassung des 1924 von der General-synode verabschiedeten Textes handele. Somit wurde – quasi posthum – die Kirchenverfassung von 1924 staatlich anerkannt. Dieser Akt ist heute, in einer Zeit der Spaltung und Neugründung lutherischer Kirchen und Gemeinden in Russland hinsichtlich der Wahrung von Rechtskontinuität und Restitutionsansprüchen von großer Bedeutung.⁴⁰

Vor über 80 Jahren hat die Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland mit festlichen Gottesdiensten in Moskau und wohl auch an anderen Orten ihres 350-jährigen Bestehens gedacht. Die Festpredigt am 24. Oktober 1926 hielt Bischof D. Theophil Meyer in der St.-Petri-Pauli-Kirche über das Gleichnis vom Senfkorn: Aus dem reinen, unverfälschten Samen des Wortes Gottes, das in der Zeit der Vorfäter in Russland ausgestreut worden war, war ein großer Baum geworden, mit vielen Zweigen. Der Bischof war damals gerade von seiner mehrmonatigen Visitationsreise durch Sibirien zurückgekehrt; er hatte als erster Bischof seiner Kirche die Weite seines Konsistorialsprengels im buchstäblichen Sinne erfahren. Und dennoch war dieser Vergleich damals, 1926, eine kühne Aussage; man mochte vermuten, er war eher am Rückblick als an einer Zukunftsperspektive orientiert. Aber Bischof Meyer sah es anders. Gerade dieses Datum war gewählt worden, weil die erste schriftliche Er-

40 Heute sind auf dem Territorium der Russischen Föderation zwei Kirchen staatlich registriert: Die Evangelisch-Lutherische Kirche mit den beiden Regionalkirchen Europäisches Russland und Ural, Sibirien und Ferner Osten. Der Kirche steht der Erzbischof vor, der zur Zeit zugleich Bischof der Regionalkirche in Moskau ist, neben dem Bischof der Regionalkirche Ural, Sibirien und Ferner Osten in Omsk. Die Kirche vereinigt die Gemeinden deutscher Tradition. Die Gemeinden finnischer Tradition sind in der Evangelisch-Lutherischen Kirche des Ingermanlandes in Russland verfasst. Deren Bischofssitz ist St. Petersburg. Hinzu kommen eine Anzahl von estnischen und lettischen Einzelgemeinden, die Verbindung zu ihren Mutterkirchen halten. Darüber hinaus gibt es lutherische Missionen mit amerikanischem Hintergrund, von denen einige die Kirchwerdung anstreben. Aus der Zeit der Wiedergeburt des Luthertums in Russland zwischen 1990–1994 sind ebenfalls noch kirchliche Strukturen vorhanden, die überwiegend nur noch als juristische Hülsen überdauern konnten. Dennoch kommt es mitunter zwischen den einzelnen lutherischen Gruppen zu handfesten Spannungen. Jetzt sind auch zu nennen die Sibirische Evangelisch-Lutherische Kirche mit ihrem Zentrum in Akademgorod bei Nowosibirsk und die Evangelisch-Lutherische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses.

wähnung der Moskauer St.-Michaelis-Kirche aus dem Jahre 1576 stammt.⁴¹ Sie galt – wie schon eingangs erwähnt – als die älteste Gemeinde Russlands. Aber in der gleichen Zeit, auch noch unter Iwan IV., dem „Strengen“ (1530–1584), war auch in Nischni Nowgorod unter schwedischen Kriegsgefangenen finnischer Nationalität eine lutherische Gemeinde entstanden. Noch an weiteren Orten hatten sich aus Verschleppten des großen Livländischen Krieges kleine Gemeinden gesammelt, besonders aus den Städten Narwa und Dorpat – Deutsche, Letten, Esten. Die lettische St.-Petri-Gemeinde in Moskau – sie war erst während des Ersten Weltkrieges unter Flüchtlingen vor den anrückenden deutschen Truppen aus dem Baltikum entstanden – feierte das Jubiläum am 24. Oktober mit. Auch in diesem Gottesdienst predigte Bischof Meyer, nun in lettischer Sprache – wie er ja auch in Sibirien die lettischen Gemeinden dort besucht und ihnen Gottesdienste in ihrer Sprache gehalten hatte. In St. Petersburg, inzwischen Leningrad, hielt man seit langer Zeit in neun verschiedenen Sprachen evangelischen Gottesdienst. Gemeinden gab es in dem weiten Raum von Smolensk bis Wladiwostok und von Archangelsk bis Taschkent und dem Kaukasus. Der Vergleich mit dem großen Baum und seinen vielen Zweigen wird plastisch. Aber das war doch eine Momentaufnahme am Vorabend des Untergangs. Zwei Jahre später wollte der Bischof in Hamburg über das Thema predigen: „Sterbende, die doch am Leben bleiben“. Weil er keine Genehmigung für den Besuch in Deutschland bekam, wurde die Predigt nie gehalten; aber Meyer hat sie drucken lassen.⁴² Hier ist nicht mehr von dem mächtigen Baum des Herrengleichnisses die Rede, sondern von einem merkwürdigen Gewächs auf der Insel Sachalin, halb Baum, halb Strauch, das im Sommer in wenigen Wochen zu einem beeindruckenden Baum heranwächst. Aber bei Eintritt des Frostes sterben die grünen Wälder ab. Doch die Wurzeln überwintern, um im nächsten Sommer wieder auszuschießen. Bischof Meyer schließt seine Predigt mit einem Satz – wie es scheinen mochte – verzweifelter Hoffnung: Dass trotz aller Zerstörungen die Wurzeln der lutherischen Kirche in Russland noch vorhanden seien und sie wieder neue Triebe, Stämme und Zweige hervorbringen würden. Damals war die St.-Michaelis-Kirche in Moskau bereits enteignet und niedergerissen. Nach 1938 gab es keine Kirchengebäude mehr, die eine lutherische Ge-

41 Brief des Magnus Pauly vom 1. Mai 1576 an den Rat in Reval. Es ist die erste schriftliche Erwähnung der Gemeinde. Abgedruckt bei Fechner, A. W.: Chronik der Evangelischen Gemeinden in Moskau, Moskau 1876, Band I, 90.

42 Meyer, Th.: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt!“, Zehn Reden und Predigten, Breslau 1931.

meinde hätte nutzen können, nirgends mehr kirchlichen Gottesdienst im bisherigen Sinn, kein Kirchenregiment mehr.

Mehr als 200 Pastoren hatten vor dem Krieg ihren Dienst versehen – 1927 übten noch 86 von ihnen ihr Amt aus. Nach der Verselbständigung der baltischen Staaten schieden auch diese Pastoren der sich hier neu konstituierenden lutherischen Kirchen naturgemäß aus der Restkirche in Russland aus; manche Amtsträger baltischer Herkunft in russischen Gemeinden hatten sich in die Heimat abgesetzt. Das Ende des Zweiten Weltkrieges überlebten nur drei Pastoren (s. u.). Die meisten anderen waren umgebracht worden oder in Lagern verkommen. In den bäuerlichen Gemeinden des Südens, besonders an der Wolga und in der Ukraine, in denen es seit einer Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert eine starke Gemeinschaftsbewegung gab, hatten die Brüder Gebets- und Predigtgottesdienste weitergeführt. Durch den Einmarsch deutscher Truppen in die Sowjetunion 1941 wurde dann auch der Untergang dieser Gemeinden eingeleitet. Aus den unbesetzten Gebieten wurden die Deutschen gemäß dem Befehl des Präsidiums des Obersten Sowjets vom 28. August 1941 in entlegene Gegenden abtransportiert, die Familien zerrissen; viele kamen bei Zwangsarbeit und in Lagern um. Die Autonome Wolgadeutsche Republik wurde aufgehoben. Auch Finnen, Letten, Esten waren zu Zehntausenden in den Osten verschleppt worden. In den von den Deutschen besetzten Gebieten blühte das kirchliche Leben bei allen Konfessionen noch einmal kurz auf. Aber die meisten Bewohner der alten deutschen Siedlungen am Schwarzen Meer und im Kaukasusvorland flohen mit den abziehenden deutschen und rumänischen Truppen in den Westen. Nun schien auch das Bild des Gewächses von Sachalin widerlegt. Es sah aus, als wären nicht einmal mehr Wurzeln unter der Erde verblieben.

1.1.5 Aufbrüche

Und doch! Es sammelten sich wieder lutherische Gemeinden, fern von den traditionellen Stätten des Luthertums in Russland: in den Wiederansiedlungsgebieten der Verschleppten im Osten. In den Lagern und Deportationsorten lebte die lutherische Kirche in Gesang und Gebet fort. In der usbekischen Kleinstadt Gaselkent bildete beispielsweise ein 1948 entstandener Hauskreis die Basis für die später daraus gewachsene Gemeinde. In dieser Zeit begannen die drei überlebenden Pastoren Artur Pfeiffer (1897–1973) in Moskau, Eugen Bachmann (1904–1993) im kasachischen Zelinograd und Johannes Schlundt (1900–1993) in Luga bei Leningrad, später in Prochladny im Kaukasus, die Neusammlung von Gemeinden. Nach Stalins Tod wurden durch Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 13. Dezember

1955 die Bewegungsbeschränkungen für die Deutschen, die so genannte „Kommandantura“, aufgehoben, und bereits 1957 konnte durch beharrliche Vorsprache bei den Behörden Pastor Eugen Bachmann in Zelinograd⁴³ die erste evangelisch-lutherische Gemeinde außerhalb des Baltikums staatlich registrieren.

In den 1960er Jahren wurden von den vorgenannten Pastoren Versuche unternommen, diese Gemeinden der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Estland zuzuordnen. Pastor Schlundt schreibt hierzu: „Pastor Pfeiffer und ich hatten versucht, die deutschen Gemeinden an die estnische evangelische Kirche anzuschließen und sie dem Erzbischof von Estland, Jaan Kiivit sen., unterzuordnen. Der Erzbischof war mit diesem Vorschlag einverstanden und hatte auch entsprechende Schritte bei dem genannten Rat in Moskau unternommen. Doch dort wurde sein Antrag abgelehnt, er wurde auf die Grenzen Estlands bzw. der estnischen evangelischen Kirche verwiesen, wo diese endigen, endigen auch seine Befugnisse.“⁴⁴

Es begann eine Zeit, in der durchaus die Sammlung, später auch die Legalisierung von lutherischen Gemeinden an vielen Orten möglich war. Seit der Aufhebung der Bewegungsbeschränkungen wurden auch Kontakte ins Baltikum und in die damalige Deutsche Demokratische Republik, später sogar zum Lutherischen Weltbund möglich. Ausgehend von den drei überlebenden Pastoren konnte ein lebhafter Besuchsdienst organisiert werden. Im Zeitraum von 1960 bis 1980 wurden etwa zehn weitere Pastoren für diese Gemeinden ausgesucht, im Selbststudium gebildet und ordiniert,⁴⁵ einer von ihnen durch den damaligen estnischen Erzbischof Jaan Kiivit sen. (um 1960). Amtskleidung erhielten sie meist aus der DDR über das Baltikum. In diesem Zeitraum dürften auch etwa 100 Brüder zu Predigtendienst und Sakramentsverwaltung eingesegnet worden sein. Regelmäßige Besuche der Gemeinden unternahmen in dieser Zeit auch ein estnischer und ein lettischer sowie drei litauische Pastoren. Überwiegend lag aber die Leitung dieser Gemeinden und Gruppen, die sich oft eigene Bethäuser herrichten konnten, in den Händen ehrenamtlicher Prediger. Das Gemeindeleben war anfangs nur durch münd-

43 Heute in Astana umbenannt und Hauptstadt Kasachstans.

44 Schlundt, J.: Die Gemeinschaftsbewegung unter der deutschen Bevölkerung in Russland bzw. der UdSSR in Vergangenheit und Gegenwart, Erfahrungsbericht, Steinau 1980, 2.

45 Eduard Rusch in Frunse (Kirgisien), Erich Schacht in Sysran (Wolga), Reinhold Müller und Rudolf Mann in Zelinograd (Kasachstan), Johannes Pabst in Karaganda (Kasachstan), Nikolaus Schneider in Omsk, Reinhold Rode in Prochladny (Kaukasus), Woldemar Eichholz in Tokmak (Kirgisien).

liche Überlieferung geprägt. Bücher, auch Bibeln, besaß man kaum, oder sie waren von Hand abgeschrieben. Trotz des aufopferungsvollen Besuchsdienstes von außen blieb die Mehrzahl der Gemeinden über viele Jahre hindurch völlig voneinander isoliert.

Erst 1980 wurde der Oberpastor der Rigaer Jesuskirche, Harald Kalnins (1911–1997), der die Arbeit der Pastoren Pfeiffer, Bachmann und Schlundt fortgesetzt hatte, anlässlich der Europa-Tagung des Lutherischen Weltbundes in Tallinn (früher: Reval) zum Superintendenten mit bischöflichen Rechten für die außerhalb des Baltikums liegenden deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden eingesetzt.⁴⁶ Da sich gegen Ende der 1980er Jahre die sowjetische Religionspolitik geändert hatte, konnte Kalnins in Riga am 13. November 1988 zum Bischof geweiht werden, nachdem ihn die anwesenden Pröpste zuvor als ihren geistlichen Leiter bestätigt hatten. An die Einberufung einer Synode war zu dieser Zeit noch nicht zu denken, weil die sowjetischen Behörden eine Zusammenführung der isolierten Gemeinden nicht gestatteten.

Das meist in Hauskreisen oder so genannten Bethäusern von Laienpredigern unterstützte kirchliche Leben wurde auf der Gemeindeebene durchaus vom Staat geduldet. Zum Beispiel gab es im Gebiet Wolgograd (früher: Zarizyn/Stalingrad) im Jahre 1983 immerhin 13 staatlich registrierte lutherische Gemeinden. In der ganzen Sowjetunion schätzte man diese Zahl auf 500. Nur etwa die Hälfte dieser Gemeinden hatte zu Harald Kalnins Kontakt.⁴⁷ Gewiss, das alles war nur bescheiden im Vergleich zu dem reichen kirchlichen Leben in der Zeit vor der Revolution und selbst noch 1926. Die Zerstörungen gehen tief, und das Leben einer Kirche ist nicht durch Zahlen und Statistiken zu demonstrieren. Und dennoch erscheint der Wandel als ein Wunder. Christen wissen sich bei Gott, der Wunder tun kann und Wunder tut. Es sah so aus, als hätte sich Bischof D. Theophil Meyer als Prophet erwiesen.

1.2 Die Bischofsweihe von Harald Kalnins als Zeichen des Beginns des Wiederaufbaus

Das seit Mitte der 1980er Jahre einsetzende politische Tauwetter in der Sowjetunion fand in Bezug auf die lutherischen Gemeinden seinen Ausdruck in

46 Schleunig, J./Roemmig, H./Bachmann, E.: Und siehe, wir leben! Erlangen 1977, 171ff.

47 A. a. O., 167ff.

der staatlichen Billigung der Bischofsweihe von Harald Kalnins am 13. November 1988. Ausschlaggebend war hierbei die im gleichen Jahr von der Russischen Orthodoxen Kirche begangene tausendjährige Wiederkehr der Taufe des Kiewer Fürsten Wladimir nach griechischem Ritus in Chersones (heute: Sewastopol) auf der Krim. Das war ein für Russland einschneidendes Ereignis, an dem auch der kränkelnde sozialistische Sowjetstaat nicht ohne weiteres vorbeikam.

Nun schien es möglich, an eine Neusammlung der Evangelisch-Lutherischen Kirche zu denken. Um sich von den Landeskirchen im Baltikum abzuheben, die ihren Bestand unter großen Einschränkungen erhalten konnten, wählte Bischof Kalnins die Bezeichnung „Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Sowjetunion (DELKSU)“.⁴⁸ Er hatte bereits in seiner Zeit als Superintendent wackere Männer gefunden, die als Prediger in ihren Gemeinden wirkten und nun auch bereit waren, Kontakte zu den Gemeinden in der Umgebung aufzunehmen; die ersten Pröpste wurden ernannt.⁴⁹

In diese Zeit fiel meine erste Begegnung mit unserem späteren Bischof Harald Kalnins.

1.3 Bestandsaufnahme

Harald Kalnins (1911–1997) war noch in der kaiserlichen Zeit in St. Petersburg geboren, sein Vater war Lette, seine Mutter deutschstämmig. Die offizielle Familiensprache war Französisch; eine strenge Großmutter wachte darüber, dass diese auch zumindest zu den Essenszeiten beibehalten wurde. Russisch lernte Harald wohl auf der Straße. Während des Ersten Weltkrieges war die Familie in Sibirien. Nach Kriegsende siedelte sie in das nun selbständig gewordene Lettland über. Harald wollte Pastor werden und studierte dafür in St. Chrischona bei Basel. Sein Vikariat absolvierte er, wohl auch aufgrund seiner Französischkenntnisse, im Elsass. Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges traf er wieder in Riga ein. Lettland war damals gerade in die Sowjetunion eingegliedert worden und wurde 1941 von deutschen Truppen besetzt. Es gab Letten, die an der Seite der deutschen Armee gegen die Sowjets kämpfen wollten. Dazu wurde eine lettische Einheit der Waffen-SS gebil-

48 Stricker, G.: Deutsches Kirchenwesen in Russland und in der Sowjetunion, in: Stricker, G. (Hg.): Religionen in der UdSSR. Unbekannte Vielfalt in Geschichte und Gegenwart, Zollikon 1989, 149 ff.

49 Kretschmar, G./Rathke, H.: Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland, der Ukraine, Kasachstan und Mittelasien, St. Petersburg 1995, 10 ff.

det. Die Kirchenleitung in Riga ordnete Harald Kalnins als Feldprediger für diese Einheit ab. Da aber die Waffen-SS bekannterweise keine Militärseelsorge kannte, musste Kalnins ein einfaches Mitglied dieser Einheit werden. Das Kriegsende hat er überlebt und wurde aus dem nun wieder sowjetischen Lettland zur Umerziehung nach Georgien verschickt. Es ist verständlich, dass Harald Kalnins über diese Phase seines Lebens erst gesprochen hat, als Lettland erneut seine Selbständigkeit zurück gewonnen hatte. Nach der Rückkehr aus Georgien übernahm ihn die Evangelisch-Lutherische Kirche in Lettland in ihren Dienst; er wurde ordiniert und war seit 1966 Pastor an der Jesuskirche in Riga. Ab 1967 betreute er auch den deutschsprachigen Gemeindeteil in eigenen Gottesdiensten. Gemäß einer Vereinbarung zwischen den Kirchenleitungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lettland (ELKL) und der Estnischen Evangelisch-Lutherischen Kirche (EELK) sollte er die Arbeit der Pastoren Pfeiffer, Bachmann und Schlundt fortsetzen. Er übernahm 1969 die geistliche Betreuung von deutschen lutherischen Gemeinden außerhalb des Baltikums, während Pastor Elmar Kull von Narwa aus im Auftrag der Estnischen Evangelisch-Lutherischen Kirche den Kontakt zu den ingermanländischen lutherischen Gemeinden pflegte. Beide unternahmen mit Wissen ihrer Konsistorien jährlich zahlreiche Visitationsreisen nach Russland und Asien, meist auf Kosten der einladenden Gemeinden. Der Rat für Religiöse Angelegenheiten beim Ministerrat der UdSSR in Moskau billigte diesen Dienst. Jedoch musste Harald Kalnins seine Visitationen bei der Behörde anmelden. Der Rat versprach sich davon, auf diese Weise an reale Informationen über den tatsächlichen Stand des so weit verstreuten lutherischen Gemeindewesens in der Sowjetunion zu kommen. Später kamen der litauische Pastor Ernst Roga aus Šilute (früher: Heidekrug) im Memelland und Pastor Tiit Salumäe aus Estland sowie einige weitere Pastoren aus dem Baltikum hinzu.

Nach seiner Bischofsweihe schied Kalnins offiziell aus dem Dienstverhältnis der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lettland aus. Er hatte ja auch bereits das Rentenalter erreicht. Da die Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland seit 1923 Mitglied des Lutherischen Weltkonventes gewesen war, konnte sie schon 1989 ganz offiziell Mitglied des Lutherischen Weltbundes (LWB) werden, wenngleich ihre staatliche Registrierung erst am 21. November 1991 beim Justizministerium der Russischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) in Moskau erfolgte. Da die DELKSU noch über keine eigenen Mittel verfügte, kam anfangs vom LWB Hilfe in Form von bescheidenen Zuschüssen.

Bischof Kalnins wurde von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lettland das Recht zugestanden, in der Jesuskirche die Kanzlei der DELKSU

einzurichten. Dies geschah im linken Flügel der Jesuskirche. 1990 verfügte diese Kanzlei in der Person von Gundars Bastiks (1963–1994) über einen Vorsteher, der gleichzeitig das Dienstauto zu fahren hatte, wobei er 1994 tragisch umkam, und mit Sandra Vindatscha über eine famose Sekretärin. Gundars war Baptist und die Sekretärin Katholikin. Dazu halfen seine Frau Vaiwa und der Schwiegersohn des Bischofs, sein Nachfolger in der Jesuskirche in der Kanzlei aus. Mit Pastor Josef Baronas hatte der Bischof einen theologischen Assistenten, der dann auch als Prorektor des neu gegründeten Theologischen Seminars fungierte. Später kam Stefan Reder als Vikar hinzu.⁵⁰ Wir (s. u. 1.4) waren eine feste Gemeinschaft um Bischof Harald Kalnins. Der Arbeitstag in der Kanzlei begann gewöhnlich mit einer gemeinsamen Morgenandacht, die der Bischof hielt.

Bereits kurz nach der Bischofsweihe von Harald Kalnins wurde die DELKSU im In- und Ausland bekannt. Eine Vielzahl von Besuchern kam nach Riga. Die einen wollten etwas, die anderen boten Hilfe an. Kalnins hatte um 1990 zu etwa 350 Gemeinden und Gruppen direkten Kontakt in Form von Briefen, Telefonaten und gegenseitigen Besuchen – im Grunde eine enorme Belastung für die nur bedingt selbständig arbeitenden Personen in der Kanzlei. Knapp 100 dieser Gemeinden waren damals bereits staatlich registriert.

Natürlich hatten wir nirgends zuverlässige Zahlen. Im Blick auf künftige Planungen konnten wir aber davon ausgehen, dass sich viele frühere Glieder unserer Kirche, vor allem unter denen, die nach Sibirien und Mittelasien verbannt worden waren, erneut in Gemeinden sammeln konnten. Über die Zahlen, mit denen wir ja arbeiten mussten, hat es sehr viel später auch einen Konflikt gegeben. Wir hielten uns an die Schätzungen des sicher besten Kenners der Situation in unserem Land bzw. unseren Ländern, des Vorsitzenden der „Kirchlichen Gemeinschaft der Evang.-Luth. Deutschen aus Rußland e.V.“, des späteren Bischofs in Moskau, Siegfried Springer. Er schätzte die bereits vorhandenen Gemeinden auf etwa 500.

Dann kam die große Auswanderungswelle, mit der niemand gerechnet hatte. In ihrer Folge mussten die Schätzungen stark korrigiert werden. Den Versuch einer genauen Zählung hatten wir erst 15 Jahre später zur Vorbereitung der Generalsynode 2005 unternommen. Es wurden damals nur noch 15 882 eingetragene Gemeindeglieder festgestellt. Im Grunde war dies die

50 Er hatte das theologische Examen in seiner Heimatkirche Hessen-Nassau absolviert, und sein Aufenthalt in Riga wurde zunächst durch einen Kreis von Kollegen finanziert.

Zahl der sonntäglichen Gottesdienstbesucher. Wie viele Menschen sich aber tatsächlich zu den Gemeinden zugehörig fühlten, konnte zahlenmäßig nie erfasst werden.

Erst später haben wir erfahren, dass es an vielen entlegenen Orten des hohen Nordens, im Ural, in Sibirien und in Kasachstan noch weitere Gemeinden gab. Darüber hinaus oft an einem Ort auch mehrere Gruppen und Hauskreise. Man wird im Grunde auch künftig keine abschließende und verlässliche Ziffer nennen können. Es können zwischen 1960 und 1990 auch 1000 oder 1500 deutsche Gemeinden und Gruppen bestanden haben.

Bereits zum Jahresende 1987 hatte Harald Kalnins ein „Gesangbuch für die deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden in der Sowjetunion“ fertig gestellt. Es wurde 1989 in Moskau, im Verlag des Patriarchats der Russischen Orthodoxen Kirche gedruckt, versehen mit einem Grußwort des Patriarchen.

Als vornehmliche Aufgabe sah der Bischof die planmäßige Aus- und Fortbildung von Geistlichen an. Dies war für das Überleben der Gemeinde dringend notwendig, weil zwischen 1960 und 1980 nur knapp zehn Glaubenszeugen im Selbststudium und im Lehrgespräch mit den vorstehend erwähnten Pastoren Pfeiffer, Bachmann und Schlundt eine theologische Bildung erlangt hatten. Alle übrigen waren Laien.

Dazu wurde in Riga 1989 ein Theologisches Seminar gegründet, das zunächst in zwei Sessionen pro Jahr knapp 30 Kandidaten aus der ganzen Sowjetunion, anfangs auch aus Litauen, aufnahm. Hier zu helfen, das sollte meine erste Aufgabe werden.

1.4 Mein Ruf nach Riga

In St. Petersburg liegt nördlich der orthodoxen Kathedrale ein kleiner Friedhof. Dort sind auch die Gräber von Metropolit Nikodim (Rotov) und Erzbischof Michael (Mudjugin) von Wologda. Beide Männer haben wesentlich zu dem Rahmen beigetragen, in dem sich unsere Kirche neu sammeln konnte. Beide waren wichtige Partner in dem kontinuierlichen Dialog, der seit 1959 zwischen dem Moskauer Patriarchat und der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), bekannt als die Arnoldshainer Gespräche, bis heute stattfindet. Metropolit Nikodim hatte lange Jahre der russischen orthodoxen Gemeinde in Jerusalem vorgestanden. Ich begegnete ihm relativ kurz nach seiner Rückkehr, als er bereits Metropolit von Leningrad geworden war, wohl 1969. Auch ich war länger in Jerusalem gewesen, das verband uns. Nikodim war ein bedeutender ökumenischer Theologe und hat als Leiter des kirch-

lichen Außenamtes des Patriarchates der Russischen Orthodoxen Kirche (ROK) viele Brücken geschlagen. Er starb im Jahre 1978 in den Armen von Papst Johannes Paul I.⁵¹

Michael Mudjugin war von Haus aus Physiker und lernte ein Mädchen aus unserer St.-Petri-Gemeinde in Leningrad kennen und lieben. Er hatte dadurch ein durchaus persönliches Verhältnis zur lutherischen Kirche. Als er und seine Frau am 24. Dezember 1937 zum Christnachtgottesdienst in die St.-Petri-Kirche gehen wollten, fanden sie die Türen verschlossen. Die Kirche war beschlagnahmt. Als seine Frau im Sterben zu liegen schien, ist Michael in ganz Leningrad auf die Suche gegangen, um noch einen lutherischen Pastor zu finden – vergebens. So bat er seinen orthodoxen Priester, seiner Frau noch die Heiligen Sakramente zu geben. Der tat das, musste aber vorher die Myronsalbung nachholen, die in der orthodoxen Kirche fest zur Taufe gehört. Dass Michael dann Priester wurde, entsprach ganz dem Wunsche seiner Frau. Er war Rektor der Geistlichen Akademie in Leningrad, als wir bei einem der Dialoge zusammentrafen. Später hat es wohl Konflikte zwischen ihm und Metropolit Nikodim gegeben, er wurde Bischof in Astrachan und später in Wologda, hoch im Norden, am Weißen Meer. Als Emeritus kehrte er später in seine Heimatstadt zurück, die inzwischen wieder St. Petersburg hieß. 1997 wurde unsere St.-Petri-Kirche wieder in den vollen gottesdienstlichen Gebrauch genommen. Zum ersten Christnachtgottesdienst am 24. Dezember 1997 kam Erzbischof Michael. Es war eine bewegende, ja überwältigende Begegnung. Später haben Dr. Stefan Reder, der Rektor unseres Theologischen Seminars, und ich unsere Studenten an die beiden Gräber begleitet.

Harald Kalnins traf ich zum ersten Mal 1984, als ich mit anderen Teilnehmern des Dialogs in Kiew den lutherischen Kirchen im Baltikum, die in der damaligen Sowjetunion als einzige Kirchen registriert waren, einen Besuch abstatten konnte. Bei der Wahl der Besuchsorte hatte ich mich für Riga entschieden. Harald Kalnins war damals Pastor der Jesuskirche in Riga. Dass er die deutschsprachigen Gemeinden in der Sowjetunion besuchte, wusste ich natürlich. Die Möglichkeiten der lutherischen Kirche in Lettland waren damals noch so beschränkt, dass ich vom orthodoxen Metropoliten aufgenommen wurde – einem tief beeindruckenden Mann. Er hatte als Arzt zu der Kommission gehört, die Auschwitz nach der Befreiung durch die Rote Armee inspizierte.

51 Dies war bei einer Privataudienz am 5. 9. 1978. Vgl. Johannes Paul I., Die Ansprachen seines Pontifikats, Leipzig 1980, 14.

Harald Kalnins wusste also um meine Kontakte in der Sowjetunion, als er mich dann im Juni 1989, schon als Bischof der DELKSU, bei einem Treffen in Neuendettelsau nach Riga einlud, um beim Aufbau einer theologischen Ausbildungseinrichtung zu helfen.

Im Oktober 1989 bin ich dann zum ersten Mal im Rahmen meiner neuen Aufgabe nach Riga gekommen. Das Visum dafür hatte mir das orthodoxe Patriarchat vermittelt. In diesen Wochen haben Bischof Kalnins und ich miteinander die kommenden Aufgaben besprochen. Der Blick war dabei nicht nur auf die theologische Ausbildung gerichtet, sondern auch auf die weitere Konsolidierung der Kirche. Kalnins hatte bei der Übernahme des Bischofsamtes zusagen müssen, die Verfassung von 1924 den veränderten Verhältnissen anzupassen. Diese Aufgabe schob er dann mir zu. Ich kannte den Text von 1924, weil er von Prof. Dr. Robert Stupperich in Münster, einem gebürtigen Moskauer, in einer von mir mit herausgegebenen Reihe 1959 wieder abgedruckt worden war.⁵²

Das Thema Ausbildung betraf zunächst insbesondere die Weiterbildung jener Prediger, die schon ihren Dienst taten. Eine gezielte Nachwuchsförderung wurde erst später möglich, als wir ein eigenes festes Haus hatten.

Um dieses Haus habe ich später jahrelang gekämpft. Für ein Haus im lettischen Seebad Jurmala hatten wir die Hilfe der Laymen's League der Lutheran Church – Missouri Synod in Aussicht. Im Zuge dieser Verhandlungen hatte die LC-MS Bischof Kalnins nach St. Louis zu Präsident Berry eingeladen. Mir lag daran, dass unser Bischof, wenn er doch nach Amerika fährt, auch Kontakt zu unserer eigentlichen lutherischen Partnerkirche, der Evangelical Lutheran Church in America (ELCA), bekommt, deren leitender Bischof seinen Sitz in Chicago hat. Da ich selbst keine direkten Beziehungen nach Chicago hatte, bat ich einen alten Freund um Vermittlung, Prof. Gerhard Krodel in Gettysburg. Wir kannten uns aus der internationalen gemeinsamen lutherisch-orthodoxen Dialogkommission. Gerhard Krodel nahm meine Bitte in unserer Verlegenheit in so großartiger Weise auf, dass er einen Freundeskreis für unser theologisches Seminar sammelte. Durch die Mittel dieses Freundeskreises ist uns später – wie noch zu berichten sein wird – der Erwerb der Kirche in Novosaratovka als endgültiger Standort des Theologischen Seminars möglich geworden.

Bis dahin konnten nur zwei Mal im Jahr Seminare angeboten werden, mit einer doch stärker wechselnden Teilnehmerzahl. Diese Seminare wurden an verschiedenen Orten gehalten. Zunächst in Riga. Das erste Rigaer Seminar

52 Vgl. jetzt Tschöner, Kirchenordnungen, a. a. O. (wie Anm. 22).

im Herbst 1989 konnte ich gar nicht leiten, weil mein Visum abgelaufen war. Es wurde von Bischof Kalnins selbst durchgeführt. Aber ab dem Frühjahr 1990 fanden die Seminare regelmäßig unter meiner Leitung statt. Es war eigentlich eine großartige Zeit mit jungen und älteren Brüdern. Auch der Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Litauen, Jonas Kalvanas sen., schickte einige junge Leute. Leider ist im Zuge der Auswanderungswelle der überwiegende Teil der damaligen Teilnehmer nach Deutschland übersiedelt. Aber der Stellvertreter des Bischofs der Evangelisch-Lutherischen Kirche des Europäischen Russlands, Propst David Rerich, und die Leiterin der Kirchenkanzlei der Evangelisch-Lutherischen Kirche Ural, Sibirien und Ferner Osten, Tatjana Muramzeva, wie auch der spätere Stellvertretende Präsident unserer Generalsynode, Pastor Wladimir Lesnoj, gehören seit der damaligen Zeit zu den Säulen unserer Kirche.

Natürlich sprachen wir in der Anfangszeit in Riga auch über die weiteren Schritte zur Neusammlung unserer Kirche. Schon als Harald Kalnins 1980 in Tallinn zum Superintendenten mit bischöflichen Rechten eingesegnet worden war, hatte er begonnen, Pröpste für Schwerpunktbezirke zu bestellen. Die erste Pröpsteversammlung fand im damaligen Zelinograd statt, dort haben wir den Text der inzwischen überarbeiteten Verfassung von 1924 vorgelegt. Im Herbst 1990 berief der Bischof eine weitere Pröpstekonferenz nach Omsk in Sibirien, einer Stadt, die erst jetzt für ausländische Besucher freigeworden war. Er selbst erkrankte unmittelbar vor Beginn des Treffens und beauftragte mich, diese Versammlung zu leiten. Über den Verlauf ist später noch zu berichten, aber mir ist in dem Zusammenhang klar geworden, dass ich nicht nur Teilzeitarbeit in der Sowjetunion leisten könnte. Ich habe deshalb beim Bayerischen Kultusministerium einen Antrag auf vorzeitige Emeritierung gestellt und war damit ganz frei geworden für die Arbeit, die auf mich wartete. Bis dahin hatte mir nur die vorlesungsfreie Zeit für mein neues Engagement zur Verfügung gestanden.

Mir war von Anfang an klar, dass ich Russisch lernen musste, wenn ich in die Sowjetunion ging, auch wenn Bischof Kalnins meinte, das sei nicht nötig, weil seine Gemeinden alle Deutsch sprächen. So besuchte ich in Bochum an der Ruhruniversität mehrere Russisch-Intensiv-Kurse und hoffte, dass ich in der Sowjetunion dann immer mehr Übung in diese Sprache bekäme. Den großen Umbruch in Europa Ende der 1980er Jahre, den Zerfall der Sowjetunion, die Erneuerung der baltischen Staaten und den Abzug der sowjetischen Truppen auch aus Lettland erlebte ich bereits in Riga. Es war mir klar, dass dies alles Folgen für die Neusammlung unserer Kirche haben musste. Aber meinen Russischkenntnissen tat das nicht gut. Obgleich etwa die Hälfte der

Bevölkerung in Lettland russischer Herkunft war und viele unter ihnen bei der Volksabstimmung für die Freiheit Lettlands gestimmt haben mussten – sonst hätte sie nicht ein so klares Ergebnis gehabt –, wurde ich beispielsweise in dem Lokal, in dem ich in der Regel zu Mittag aß, nicht mehr bedient, wenn ich meine Bestellung in Russisch aufgab.

Das hat sich inzwischen zwar längst wieder geändert. Meine Schwierigkeiten mit der Sprache, die ich in Zukunft am meisten brauchen sollte, ließen sich hier aber nicht mehr lösen.